



David Seeber

Religiöser Wandel – zwischen Bruch und Kontinuität

Zum Autor

David Seeber gehörte lange zu den prägenden Intellektuellen des deutschen Katholizismus, er hat über Jahrzehnte als Chefredakteur der Monatszeitschrift „Herder Korrespondenz“ (in der Gründungsphase „Orbis catholicus“) Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft schreibend und analysierend begleitet, nie nur auf Innerkirchliches fixiert. Zuletzt war er als stellvertretender Leiter der Grundsatzabteilung in der Stuttgarter Staatskanzlei vor allem an politischen Entwicklungen interessiert. Der heute 87jährige Publizist, gebürtiger Südtiroler, hat soeben seine persönlichen Erinnerungen vorgelegt, in einem Privatdruck (Wir Seebers. Eine Familiengeschichte in sechs Generationen, Freiburg 2021). Er zeigt, dass Biographien nie nur privat sind, dass Familiengeschichte immer auch Sozial- und Zeitgeschichte ist.

Der Autor stammt aus kleinen und schwierigen Verhältnissen einer Südtiroler Bauern- und Handwerkerfamilie, sein Rückblick ist auch ein Einblick in eine untergegangene katholische volkskirchliche Welt, die noch von Volksmission und strengen Regeln geprägt war, nach dem Motto: in der Kirche hat man sich nicht zu rühren, Ehrfurcht muss sein, notfalls muss man sie spüren, frei nach Wilhelm Busch: „Gewöhnlich kommt von hinterwärts die Gottesfurcht ins Kinderherz“. Solche Enge, andererseits aber auch geistige Weite gehören in seine religiöse Sozialisation. Nach dem Internatsbesuch in Brixen erfuhr er seine theologische Bildung bei den Jesuiten, schrieb seine Innsbrucker Dissertation beim Sozialethiker Johannes Schasching über „Die Wirtschaftsethik Pius‘ XII.“, im Kern ein recht binnenkatholisches, klerikales Thema: ein Blick, den er durch sozialwissenschaftliche Studien erweiterte. Geprägt hat ihn das Konzil, das er als Chronist begleitete. „Zum Konzilsenthusiasten bin ich darüber nicht geworden, nicht weil ich am Alten gehangen hätte, ganz im Gegenteil, sondern weil ich einen Zwiespalt sah und sehe, eine Ungleichzeitigkeit zwischen der Konzentration des Konzils auf „Kirche von innen und Kirche nach außen“ und der realen Glaubenssituation der zeitgenössischen Menschen, damals und erst recht heute. Man sichert zuerst die Fundamente und prüft die Hauptmauern, dann kann man grundsaniieren und nicht umgekehrt. Wir haben uns seither zu sehr am Thema Kirche festgebissen. Daran war das Konzil selbst nicht unschuldig.“ So schreibt er und kritisiert, dass die römisch-katholische Kirche immer noch Säcke voll Paragraphen über ihre Gläubigen schüttet, besonders über ihr Dienstpersonal. Mit freundlicher Erlaubnis des Autors drucken wir eine nüchtern beschreibende und reflektierende Passage über den Zustand eines volkskirchlichen Milieus, wie es nicht nur seine Herkunftsregion Südtirol bestimmte.

Er bleibt aber nicht bei der Beschreibung stehen, sondern stellt im Anschluss daran hauptsächlich Fragen, die – noch mehr als die Kirchen - generell den Kern dessen berühren, was lebensweltlich gegenwärtig vor sich geht und was man wohl als Gegenstand christlicher Weltverantwortung sehen kann. Interessant ist, dass der Autor kein Lamento über den Verfall der Zeiten oder Institutionen anstimmt, aber mit dem gelassenen Blick des Zeitbeobachters den „flattrigen“ Kompass in die Zukunft hinein in Betracht zieht. Die Rolle der Familie gehört dazu, aber auch der Wandel der Arbeitswelt, das große Thema der Klimaveränderung, die ethische Steuerung des Fortschritts und Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts und nicht zuletzt die Frage nach dem „Überflüssigen“ - dazu gehört nicht nur Bildung, sondern auch Kunst und eben Religion, generell die Frage nach der Offenheit für Transzendenz.

Sein Fazit: „Es gibt also genug zu überlegen, zu entwickeln, zu unterscheiden, mitzuentcheiden und auch einmal konstruktiv dagegenzuhalten. Die schlechteste Haltung wäre, die Hände in den Schoß zu legen, nur sein privates Glück zu hüten und die „große“ Welt um sich herum sich selbst zu überlassen mit dem fatalistischen „Ertrag“: an ihr ist

ohnehin nichts zu ändern. In unseren wackeligen Demokratien mit täglich schwankendem Meinungspegel ist auch der kleinste produktive Beitrag Gewinn. Und es gibt genügend Gründe für jede Generation, nicht geschichtslos aber je neu aufzubrechen.“

(RW/WM)

Ins Auge springt der religiöse Wandel, – zwischen Bruch und Kontinuität mit vielen Schattierungen dazwischen. Die Entwicklung ist unterschiedlich, auch innerhalb der einzelnen Familien und selbstverständlich von Person zu Person. Der Umbruch mag nicht als sonderlich stark empfunden werden, zu übersehen ist er nicht, selbst wenn man äußere und innere Merkmale auseinanderzuhalten versucht. In meiner Generation war man – Tirol ist Tirol – so selbstverständlich katholisch, dass man darüber nicht reden musste. Dass es andere Christen auch gab, wusste man irgendwie, groß Gedanken darüber hat man sich nicht gemacht. „Abständige“ gab es auch, den einen oder die andere, aber sie waren Außenseiter, blieben – ich spreche von unseren Dörfern, nicht von der immer schon etwas andersgearteten bürgerlichen Welt, die es selbst im kleinstädtischen Milieu Brixens oder Brunecks auch gab – Randerscheinungen. Es war eine in sich gefügte Welt fruchtbarer Kirchlichkeit. Es war viel Brauch dabei, auch Intoleranz und eine Menge kirchenamtlicher Kleingeist mit Machtanspruch, aber doch auch viel menschnahe Seelsorge und dichtes kirchliches Leben mit geistlich fruchtbarem Ergebnis. Unsere Täler waren über Jahrzehnte blühende Biotope für überreichen Klerus-Nachwuchs. Orden, einheimische wie auswärtige, fanden dort ihre Eintrittskandidaten. Allein die österreichische Jesuitenprovinz regenerierte sich von Jahr zu Jahr zu einem hohen Prozentsatz aus Südtirolern. Man entsandte Missionare in alle Welt, aus fast jedem zweiten Bauernhaus kam eine Ordensschwester, oft zog die erste eine zweite mit. Damit ist es innerhalb nur einer Generation gründlich vorbei. Auch wenn die Entwicklung eine allgemeine ist, nirgends vollzieht sie sich so abrupt wie in Südtirol. Eine Priesterweihe pro Jahr nur noch selten, wenn, dann kommen die Kandidaten eher aus dem italienischen Bevölkerungsteil oder - sehr spärlich - über die Orden. Aus Ordensnoviziaten sind längst spirituelle Altersheime geworden. Es ist nicht zu sehen, wie nach herkömmlichen Kriterien der Seelsorgsbetrieb im Lande sich in den nächsten Jahrzehnten aufrechterhalten lässt.

Die Gründe für die jetzige Lage sind einsehbar: Der Klerus und ein Stückweit auch die Frauenorden waren mit einem hohen Sozialprestige verbunden. Das entfällt jetzt, Karrieren werden anderswo gemacht. Die Vervielfältigung ortsnaher Ausbildungswege macht es möglich. Nun könnte man der prekären Lage abhelfen, indem man Stück für Stück, Schritt für Schritt die Zugänge zu den kirchlichen Ämtern öffnet, also in das Amt beruft und wählt, wer zur Führung einer Gemeinde oder überörtlichen kirchlichen Gemeinschaft fähig ist, unabhängig von Lebensstand und Geschlecht, aber natürlich nach entsprechender Ausbildung und Bewährung. (Wobei die Ausbildung wohl eine sehr viel andere sein würde, als sie bislang noch an theologischen Fakultäten, staatlichen und kirchlichen, und in herkömmlichen, wenn auch gewandelten Seminaren geboten wird, auch wenn sich diese selbst seit dem II. Vatikanum bereits Schritt für Schritt verändert hat.)

Das Potential für einen Perspektiven- und Systemwechsel ist - noch - vorhanden, würde auch nach strenger Siebung reichen. Soviel Kraft dichter Kirchlichkeit ist geblieben, auch aus der Regenerationsphase nach dem II. Vatikanum, und ausreichend Bereitschaft zum persönlichen Einsatz auch. Der Riesentraktionstanker Katholische Kirche mit seiner klerikalen Ausstattung aber auch ein Großteil von uns Gläubigen tut sich extrem schwer damit, empfindet die angepeilte Wende als

lebensgefährlich, aber indem man das Leben institutionell retten will, verliert man es in seinen Wurzeln. Es ist nicht zu übersehen: Mit den Pfarrhäusern leeren sich vielerorts auch in Südtirol die Kirchen. Werden sie, die lange zur DNA unserer Dörfer gehört haben, in der herkömmlichen Form künftig überhaupt noch gebraucht werden? Wie dem auch sei, auf dem Weg aus den alten Bindungen in die neue Freiheit trennt sich nicht Spreu vom Weizen, vielmehr löst sich vielerorts die Glaubensperspektive auf. Wir sind nicht die schlechteren Christen als unsere Vorfahren, da war vieles katholisch und oft wenig christlich. Aber wenn an einem Sonntagsgottesdienst nur etwa so viele Ortsbewohner teilnehmen wie vor 50 Jahren an einer Werktagmesse, wenn nur noch 29 Prozent der Paare, soweit Ehen überhaupt geschlossen werden, sich kirchlich trauen lassen, dann ist das nicht bloß Lockerung institutioneller Kirchenbindung, sondern es verbirgt sich dahinter Verflüchtigung von Glauben als Sinnstiftung in der großen Breite der Bevölkerung. Der Bruch zwischen den Generationen, unterschiedlich tief, ist offensichtlich.

An sich möchte man meinen, die Begegnung mit Menschen anderer Religionen führe nicht nur zu mehr Toleranz und den Abbau von Vorurteilen, sondern auch zur Besinnung auf die Grundlagen des eigenen Glaubenserbes. Dass es nicht so ist, hat nicht nur mit unserem wissenschaftlich grundierten und technisch gelebten Weltbild zu tun, sondern auch mit dem knappen Gut Aufmerksamkeit in der Erlebnisgesellschaft. Gott drängt sich in ihr nicht auf.

Überwältigt von den offenen und unbemerkten Umbrüchen tut sich die kirchliche Verkündigung selbst schwer, die wunden Punkte einer gottscheuen Lebenswelt öffentlich wie persönlich ansprechen oder bewusst zu machen, worum es in der Spannung zwischen Glauben und Leben überhaupt geht. Man ist halt bei allem, was geschieht, lieber auch irgendwie dabei (sozial, politisch, spirituell) und provoziert nicht gerne mit letzten Fragen. Es gebe „praktischen Atheismus“ eben auch in den Kirchen (so der evangelische Theologe Ulrich Körtner in der FAZ vom 11.8.2020). Man muss es nicht so zugespitzt sehen, aber man verwaltet kirchlich schon lieber den eigenen Mangel mit viel Organisation und Wortreichtum als theo-logisch, also von Gott her, existenziell aufzurütteln.

Aber Gemeindeleitung und Verkündigung sind nur ein Strang im Geschehen, wir müssen im ganz persönlichen Umgang miteinander, im Ringen um Lebenswege und gesellschaftliches Miteinander neu lernen, Gott, besser noch: den Christenglauben, zum Sprechen zu bringen. Eine Alltagswelt, die Gott völlig vergessen hätte, die Gott und das Christsein als existenzielle Frage gar nicht mehr zuließe, wäre jedenfalls für mich eine leere und zugleich enge, spießige Welt. Schließlich unterscheiden wir uns als Menschen von allen anderen tierischen und künstlichen Intelligenzen durch unsere Transzendenzfähigkeit, also durch das Vermögen, uns zum Ganzen des Daseins zu verhalten und nach den Gründen zu fragen.

Inmitten des religiösen Umbruchs lohnt sich aber auch ganz profan ein Blick in das Kommende, auch wenn die Dinge so profan nicht sind, wie sie erscheinen.

(aus: Wir Seebers, a.a.O. 166 – 170)